

## **Armut schändet nicht – Über den Unterschied zwischen Armut und Elend**

---

MARIANNE GRONEMEYER

Wenn von den Armen der Gesellschaft die Rede sein soll, dann denken wir zu allererst an Deklassierung und an den Verlust der Zugehörigkeit. Wir denken an die Scheiterer in der Erfolgsgesellschaft, an die Ausgegrenzten oder Ausgestoßenen. Und dann richten sich die Bemühungen der Wohlmeinenden, deren soziales Gewissen noch schlägt, auf die Frage, wie diejenigen, die unten, draußen und weg vom Fenster sind, wieder hereingeholt werden können, wie sie in die Lage versetzt werden könnten, von ganz unten her emporzuklimmen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter, damit sie ihrer schändlichen Position in den dunklen Niederungen der Gesellschaft, wo es nichts zu holen gibt, nichts zu kaufen, nicht mal was zu saufen, entkommen könnten, damit auch sie wieder einen Platz mit guter Aussicht auf Gegenwart und Zukunft, einen Platz am Fenster eben, eingeräumt bekämen. Es ginge also um die Wiedereingliederung der Ausgemusterten, um die Integration der Desintegrierten.

Aber bevor wir diese schnelle Schlussfolgerung ziehen, müssen wir einige viel grundsätzlichere Fragen stellen.

Zum Beispiel die: Ist es wirklich richtig, dass die Verlierenden in dem großen Gewinnspiel, das über Erfolg und Scheitern

entscheidet, ausgestoßen sind aus der Gesellschaft, nachdem sie für überflüssig erklärt und als lästige Kostgänger identifiziert wurden? Ist nicht ihr Elend gerade darin zu sehen, dass ihnen zwar ihre Nichtverwendbarkeit bescheinigt wurde, sie aber dennoch der Drangsalierung durch die geltenden Reglements der beinharten Konkurrenzgesellschaft *nicht* entkommen? Sie sind eben nicht draußen und frei zu tun, was ihnen nützt, sondern angekettet an die Spielregeln der Gesellschaft, die sie nicht als Funktionsträger aber als Deklassierte braucht. Für überflüssig kann man sich nicht selbst erklären und dann seinen Hut nehmen und gehen und versuchen, sich auf eigene Faust durchzuschlagen, nach selbst gesetzten Zielen und nach bescheidenen Maßstäben sein Auskommen suchen; man kann sich eben nicht auf je eigene Weise nützlich machen und ein Stück Freiheit dadurch gewinnen, dass man weniger von dem braucht, was zum sogenannten Lebensstandard gehört. Sogar überflüssig kann man nur von Systemes Gnaden sein. Und dann wird den Untauglichen ihr Platz zugewiesen und ein *ingeschränktes Daseinsrecht* nach Maßgabe dessen, was eine Gesellschaft sich leisten zu können glaubt, zugebilligt. Und es scheint ein Gesetz der Geschichte zu sein, dass die reichsten Gesellschaften in dieser Hinsicht am geizigsten sind.

An diesem Punkt sind bereits einige moderne Selbstverständlichkeiten auf dem Prüfstand. Die Behauptung, dass die moderne industrielle Gesellschaft diejenigen, für die sie keine Verwendung hat, zu ihrer Bestandssicherung unbedingt braucht, scheint vollkommen widersprüchlich, sogar widersinnig zu sein. Aber der Widersinn hat Methode. Sie braucht sie, nicht um sie in Reih und Glied zu stellen und sich ihrer Arbeitskraft zu bedienen, sondern um denen, die noch teilhaben an dem tagtäglichen Konkurrenzkampf vor Augen zu stellen, wohin es führt, wenn man aus dem *rat race* ausgeschieden wird. Konkurrenz lässt sich eben nur befeuern, wenn den Siegenden Verlierende gegenüberstehen und wenn jedem einzelnen die Idee eingepflanzt worden ist, dass es allein in seiner oder ihrer Verantwortung liegt, ob er oder sie im Spiel bleibt oder wegen unzureichender Leistung einen Platzverweis erhält. Jeder soll glauben, dass er seines Glückes Schmied ist und dass ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen der Fortune und der eigenen Anstrengung besteht; so dass jeder seine Niederlage selbst

zu verantworten hat und sich also mit *dem* Rang zufrieden geben muss, der ihm als Folge seiner Nicht-Bewährung zugebilligt wird. Die Deklassierten sind ein unverzichtbarer Konkurrenzmotor. Und sie werden bei der Stange und bei der Loyalität gehalten mit Rückkehrversprechen, einer Rückkehr allerdings, die ihnen als Lohn für Wohlverhalten winkt, dafür, dass sie sich auch in aussichtsloser Lage weiter abstrampeln und um Zugehörigkeit buhlen. Den Jungen werden immer fernere Ausbildungsziele gesteckt, die sie bis ins hohe Erwachsenenalter beschäftigen, die Alten werden durch Rüstigkeitsertüchtigung, Gesundheitspflicht und Amüsierangebote im Hochbetrieb gehalten. Die Fremden werden für ihre Anpassungsanstrengungen belohnt – wenn sie aufgehört haben, fremd zu sein, gelten sie vielleicht als satisfaktionsfähig –, und die Arbeitslosen werden in Aus- und Fortbildungsmaßnahmen gejagt, die ihnen auch nichts nützen, oder zum 1-Euro-Job verdonnert.

Sie alle werden – das ist die Gegenleistung dafür, dass sie unauffällig bleiben – auf niedrigstem Niveau versorgt, aber die Freiheit, durch eigenes Tun für sich selbst zu sorgen, also da-seinsmächtig zu sein, bleibt ihnen verwehrt.

## Armut und Elend

Lassen sie mich zur Klärung dessen, was hier zur Debatte steht, eine Begriffsdifferenzierung vortragen. Wir sind gewohnt zwei Zustandsbeschreibungen, mit denen eine karge Lebenslage von Menschen bezeichnet wird, synonym zu verwenden. Wir nehmen an, dass es ungefähr dasselbe meint, wenn wir von einem Menschen sagen, er sei arm oder er sei elend. In Wahrheit beschreiben diese beiden Begriffe, nämlich Armut und Elend, vollkommen verschiedene Lebenslagen. Von jemandem zu sagen, er sei arm, heißt, er lebe auf bescheidenem Lebensniveau, sei aber in der Lage, sein Dasein aus eigenen Kräften zu fristen in Gemeinschaft mit jenen, denen er zugehört. Es ist nichts Beklagenswertes am Zustand der Armut. Der bedeutende Filmmacher und Ketzer in politischen Angelegenheiten, Pier Paolo Pasolini, forderte in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sogar ein *Recht* auf Armut, und er beklagte den Untergang der *Kultur* der Armut. Will sagen: es wird weltweit den Men-

schen das Recht verwehrt, arm zu sein. Das mag zynisch klingen, ist es aber keineswegs. Eine afrikanische Familie, die in ihrem Egumbo lebt, und den zugehörigen Hirseacker bebaut, die ein paar Ziegen und Hühner hält, ihre Hütten mit dem Lehm, den sie im Boden findet, baut und sie deckt mit dem Stroh der geernteten Hirse, die einen Gemüsegarten vom Acker abzweigt und ein paar Bäume gepflanzt hat, den Marula-Baum zum Beispiel, der ölhaltige, nussähnliche Früchte trägt und obendrein den Grundstoff für ein berauschendes Getränk liefert, die ihre Gefäße aus dem gefundenen Ton herstellt und Körbe aus Hirsestroh flicht, ist nicht entwicklungsbedürftig. Sie ist arm, aber daseinsmächtig. Wenn ich in einer solchen Familie zu Gast geladen bin, hätte ich es schwer, ihr ein Gastgeschenk aus meinem kulturellen Umfeld zu machen. Ich habe dies tatsächlich bestürzend erfahren, als ich im Rahmen eines Forschungsprojektes solche Besuche gemacht habe. Alles, was ich dort aus meiner Welt hätte einführen können, ist für diese auskömmliche Lebensweise zutiefst verderblich und zerstörerisch, denn es erzeugt einen Sog nach und eine Abhängigkeit vom Geld, mit dem man Waren kaufen kann. Die Taschenlampe, von der ich glaubte, dass sie Licht und Orientierung in dunkle Nächte bringen kann, verlangt in kürzester Zeit, mit Batterien gefüttert zu werden, die man nur für Geld erwerben kann, und sie zerstört die Fähigkeit, sich in der Dunkelheit zu orientieren. Und die in Glitzerpapier gewickelten Süßigkeiten für die Kinder führen zur Vermüllung des Geländes und bringen es um seine geordnete Schönheit. Es ist kaum etwas vorstellbar, was unter den Bedingungen der industriellen Warenproduktion erzeugt wird, das in einem Egumbo als nützlich angesehen werden könnte. Das Leben dort mag schwer und mühsam sein, aber entwicklungsbedürftig ist es nicht, denn die dort Lebenden sind arme und daseinsmächtige Menschen. Ich erzähle noch ein zweites Beispiel, das mir in besonderer Weise meine von der Entwicklungsideologie infizierte Gesinnung klar gemacht hat: Wie selbstverständlich es für mich geworden ist, zu glauben, dass wir brauchen, was uns industriell und institutionell zur Verfügung gestellt wird, wurde mir an einer Beobachtung in Agra, der Stadt, in die Abertausende von Touristen wegen des berühmten Tadsch Mahal pilgern, deutlich. Am Fuße der Burg von Agra, in einer Nische, die durch einen vorspringenden

Turm des Befestigungsringes gebildet wurde, saß eine ältere Frau, die diesen Ort durch einige in den Sand gelegte Steine als ihre Heimstatt markiert hatte. Vom Boden schöpfte sie eine Handvoll Sand und rieb damit einen ein wenig verbeulten Aluminium-Topf in rhythmischen Bewegungen so lange aus, bis er in der Sonne blinkte. Meine erste Regung war tiefes Bedauern dafür, dass diese Frau ganz offensichtlich keinen Zugang zu Wasser hatte, der es ihr erlaubt hätte, den Topf auszuwaschen. Aber plötzlich änderte sich der Blick auf das, was ich sah: Sollte ich die Frau bedauern, weil sie kein Wasser hatte, oder dafür bewundern, dass sie es nicht brauchte?

Es ist kein Zufall, dass ich zur Beschreibung der Armut nicht auf ein Beispiel aus meiner Gesellschaft zurückgreifen kann, obwohl die neuesten Armutsberichte von dort alarmierende Zahlen vermelden. Denn in meiner Gesellschaft ist die Armut so gut wie ausgestorben und hat dem Elend Platz gemacht. Worin unterscheidet sich das Elend von der Armut?

Es ist die Pointe und der Ehrgeiz der industriellen Gesellschaft, die Verhältnisse so einzurichten, dass sie ihre Mitglieder lückenlos mit allem versorgt. Damit sie immer neue Wachstumsschübe, die sie genau wie die Konkurrenz unbedingt braucht, um sich aufrecht zu erhalten, in Gang setzen kann, muss sie immer neue Versorgungslücken entdecken. Das Glück, das sie ihren Mitgliedern in Aussicht stellt, besteht darin, dass die sich in möglichst allen lebenssichernden Tätigkeiten durch Maschinen oder institutionelle Dienstleistungen vertreten lassen können und ihre Anstrengung darauf konzentrieren, es in der einen Tätigkeit, in der sie das Geld verdienen, um all diese Versorgungsleistungen zu bezahlen, möglichst weit zu bringen. Die industrielle Gesellschaft rastet nicht, ehe sie nicht alle ihre Mitglieder auf die einzigen Tätigkeitsformen eingeschworen hat, die sie dulden kann. In der industriellen Gesellschaft können wir nur, erstens, Produkte fertigen (Waren oder Dienstleistungen). Wir sind also in der Zeit, in der wir unsere bezahlte Arbeit verrichten, Produzenten oder besser: funktionierende Teilchen in gigantischen Produktionsmaschinerien. Oder wir können, zweitens, konsumieren und das Geld, das wir als Produzenten verdient haben, verausgaben für alle *die* Lebensverrichtungen, die wir nicht mehr selber machen können oder sollen oder wollen. Noch, wenn wir schlafen, sind wir

Konsumenten. Wir konsumieren, garagiert neben unseren abgestellten Autos unsere Unterbringung, wie Ivan Illich sagt, und schlafen uns zurecht, damit wir anderntags unsere Produzentenrolle bis zur neuen Erschöpfung wieder wahrnehmen können.

Die dritte Tätigkeit, die die Konsumgesellschaft uns zur herben Untertanenpflicht macht, ist die Verrichtung von Schattenarbeit. Ivan Illich, der diese Art von Arbeit präzise analysiert und identifiziert hat, schreibt: »Schattenarbeit wird geleistet von dem Konsumenten, insbesondere im konsumierenden Haushalt. Als Schattenarbeit bezeichne ich all jene Tätigkeiten, durch die der Verbraucher gekaufte Waren [auch Dienstleistungen] in ein nutzbares Gut umwandelt. Schattenarbeit umfasst die Zeit und Mühe, die wir aufwenden müssen, um der gekauften Ware jenen Wert hinzuzufügen, ohne den sie für den Gebrauch untauglich wäre« (Illich 1995: 31). Die Schattenarbeit nimmt rapide zu. Immer mehr Zeit muss aufgewendet werden, um die Waren und warenförmigen Dienstleistungen, die wir einkaufen können, auch tatsächlich gebrauchen zu können. Immer mehr von der Arbeit, die im Zuge der Rationalisierung in den Betrieben eingespart wird, wird dem Konsumenten aufgehast. Selbstbedienung überall: in der Bank, am Fahrkartenautomaten, in der Gesundheitsüberwachung, im Schulwesen und im Supermarkt. Aber all dies sind Tätigkeiten, die nicht uns selbst oder den Menschen, mit denen wir Umgang haben, gelten. Sie sind viel mehr ein Dienst an *den* Institutionen, die uns unsere herkömmlichen Tätigkeitsfelder überhaupt erst streitig gemacht haben. Durch Schattenarbeit richten sich die Gesellschaftsmitglieder selbst und gegenseitig für ihre Institutionen- und Maschinentauglichkeit zu. Mit der Hausaufgabenunterstützung wird nicht der Wissensdurst des Kindes befriedigt, sondern seine Schultauglichkeit verbessert. Das Warten im Sprechzimmer des Arztes gilt nicht der eigenen Gesundheit, sondern ist ein Dienst, den ich dem reibungslosen Funktionieren des Medizinbetriebs schulde. Mit dem Gang zur Berufsberatung schaffe ich mir nicht Rat, sondern arbeite daran, meine Verwertbarkeit wieder herzustellen. Das enorme Aufkommen an therapeutischen Maßnahmen wird notwendig, damit Kinder und Erwachsene ihren institutionellen Alltag überhaupt überstehen können. Schattenarbeit ist Dienstbarkeit für Institutio-

nen, für Waren, die nichts taugen und für den eigenen Gebrauch erst zugerichtet werden müssen, und für den angeblich automatisierten Maschinenbetrieb. Immer mehr Zeit muss in diese Handlangerei für den Apparat investiert werden, Zeit, die den Wohltaten, die wir einander gewähren könnten, abgeht.

Kurzum, die Industriegesellschaft rastet nicht, ehe sie nicht alles, was Menschen zum Leben brauchen, in käufliche Ware überführt hat und ehe nicht alle auf den Lebensstandard eingeschworen sind, den *sie* als schicklich erachtet. Alle müssen ihre Tätigkeit der Warenproduktion zur Verfügung stellen, und alle stehen unter Konsumpflicht und müssen sich an den gültigen Standards messen lassen, an Bildungsstandards, Gesundheitsstandards, Sicherheitsstandards, Komfortstandards, Geschwindigkeitsstandards usw. Auf dem jeweiligen verbindlichen Standard kann man sich nur durch Kaufakte halten. Der Standard aller Standards ist also die angemessene Kaufkraft. Wer den Standards nicht genügen kann, und wer immer noch sein Dasein statt mit Waren mit eigenen unmittelbar nützlichen Tätigkeiten sichert (etwas, was es de facto nur noch in den armen Ländern hier und da gibt), ist entwicklungsbedürftig:

Wer über kein Spülklosett verfügt, ist entwicklungsbedürftig, wer seine Kochwärme nicht aus der Steckdose bezieht, ebenso. Wer etwa glaubt, dass man ohne die Schule gebildet sein kann, ohne Versicherung im Kreis von Freunden sich hinreichend sicher fühlen kann, ohne High-Tech-Medizin leidlich gesund, wer glaubt, dass man ohne das Automobil mobil, ohne Coca Cola durstgestillt sein kann und ohne den Sterbeberater bereit sein zu sterben, der ist überfällig für Bekehrung und – wo die nicht fruchtet – für den unnachgiebigen Zwang zum Konsumismus.

- Ehe nicht einer ein Konsument und ein Mehrfachklient geworden ist, abhängig von der Zufuhr der Versorgungsindustrie, abhängig von Serviceleistungen der Dienstleistungsindustrie, kann er nicht als hinreichend loyal gelten;
- ehe nicht der letzte Erdenbürger zum beliefungsbedürftigen Mängelwesen wurde, zum *Drug-addict*, zum *Junky*, der nach den Drogen der Versorgungsindustrie japst und jammert und mit jedem Schuss abhängiger wird, hilfloser, unfähiger, sich selbst zu erhalten;

- ehe nicht jeder glaubt, dass sein Mensch-Sein, seine Humanitas, seine Vollständigkeit als menschliches Wesen auf Ge-  
deih und Verderb an den Markenartikeln, die von der In-  
dustrie ausgespuckt werden, hängt;
- ehe nicht jeder Mann und jede Frau begriffen hat, dass wir  
unsere Häuser nicht mehr selber bauen müssen, unsere  
Nahrung nicht mehr anbauen, unsere Kinder nicht mehr er-  
ziehen müssen, uns um unseren kranken Nachbarn nicht  
mehr kümmern müssen, dass wir uns nicht mehr bewegen  
müssen, weil wir so komfortabel bewegt werden, dass wir  
nichts mehr lernen müssen außer der Bedienung des Com-  
puters, dass wir nicht einmal mehr ein Gewissen ausbilden  
müssen, weil das Gerät, das uns lenkt und steuert und si-  
chert und vorgibt, unser Leben von der Mühsal zu befreien,  
so fabelhaft gewissenhaft ist, dass wir es nicht mehr sein  
müssen;
- ehe all dies nicht machtvoll durchgesetzt ist, kann die mo-  
derne Macht ihrer Mächtigkeit nicht sicher sein und wenn  
das alles machtvoll durchgesetzt ist, zeigt sich, dass man es  
nicht bezahlen kann, als Individuum nicht und nicht als Ge-  
sellschaft.

Und da nun beginnt das Elend, das sich von der Armut prof-  
fund unterscheidet. Wer elend ist, ist zuerst unfähig gemacht  
worden, sich seiner eigenen Kräfte und Könnerschaften – bis  
hin zum Aushalten von Leid, Beeinträchtigung und Kargheit –  
bedienen zu können. Und sodann ist er, weil er seine Arbeits-  
kraft auf dem Markt nicht mehr loswerden kann, außerstande,  
für das, was er selbst nicht mehr vermag, andere zu bezahlen.  
Er ist seiner Fähigkeiten, seiner Zuständigkeit für sich und die  
Seinen und seiner Kaufkraft *zugleich* beraubt. Das ist wirklich  
teuflich. Und das ist der Zustand, der elend genannt werden  
muss – im Gegensatz zur Armut –, denn er bedeutet totale Ab-  
hängigkeit.

Verstehen wir es richtig: Der Konsumismus ist totalitär.  
Niemand darf ihm entkommen. Verrückterweise nicht einmal  
die Habenichtse der Welt, die hoffnungslos abgehängt sind von  
der Möglichkeit, als Konsumenten ihr Auskommen zu finden,  
die niemals als zahlungskräftige Käufer das Geschäft beleben  
werden. Auch sie sollen sich am Standard messen, sollen in die

Konkurrenz um die Weltofferten hineingezwungen werden, Lebensmühe darauf verwenden, sich Millimeter um Millimeter ächzend vorzuarbeiten in die schöne neue Konsumentenwelt, in der der Gelderwerb absoluten Vorrang genießt vor dem Broterwerb.

## Bedürfnisse und Sorge

Alle müssen *bedürftig* werden. Warum das? Nun, nur wer *bedürftig* ist, ist beherrschbar. Moderne Macht, Machtgebaren, das auf der Höhe der Zeit ist, ist nicht tyrannisch oder diktatorisch. Es fuchtelte nicht mit Gewalt herum. Moderne Macht ist elegant, von souveräner Unauffälligkeit. Sie wandert in die Bedürfnisse ein, so dass die Unterworfenen wollen, was sie sollen, ihre Unterworfenheit leugnend, befangen im Freiheitswahn.

›Bedürfnisse‹, hören wir auf das Wort. Im ›Bedürfnis‹ steckt das ›Dürfen‹. Wer *bedürftig* ist, wer *Bedürfnisse* geltend macht, hält sich an das, was man wollen *darf*. Und wollen dürfen wir nur noch, was die Konzerne an Gütern und Dienstleistungen im Angebot haben, wie verderblich und schädlich die Produkte auch immer sein mögen. Wer Bedürfnisse hat, ist vollständig erpressbar. Das Bedürfnis nach bezahlter Arbeit zum Beispiel hat eine Erpressungsmaschinerie größten Stils hervorgebracht. Keine Sorte ›Wohlverhalten‹ und Unterwerfung, die nicht mit der Gewährung oder Vorenthaltung eines Arbeitsplatzes abgezwungen werden kann, bis hin zur ›freiwilligen‹ Selbstgefährdung, Selbstausbeutung und Selbstschädigung. Wer sich hingen selbst erhalten kann, wer sein täglich Brot erzeugen und sein leidliches Auskommen aus eigener Kraft in Gemeinschaft mit anderen bewerkstelligen kann, der ist nicht beherrschbar, weil er nicht erpressbar ist.

In den reichen Ländern ist das Projekt des Konsumismus abgeschlossen. Hier hat die moderne Macht ausgesorgt. Die Bewohner der reichen Weltareale sind zu fast 100 Prozent Konsumenten, in nahezu jeder Lebensverrichtung auf Versorgungspakete angewiesen, *bedürftig* bis auf die Knochen. In den armen Ländern steht die Vollendung des Projektes noch aus, wiewohl auch hier der *Glaube* an den Konsumismus sich epidemisch ausgebreitet hat. Nur steht wegen erwiesener Aussichts-

losigkeit die Glaubenspraxis hinter der Glaubensüberzeugung noch zurück.

Dass dem Coca Cola-Schluck aus der Dose vor dem nahrhaften Hirsegetränk aus der eigenen Herstellung der Vorzug gebührt, wird auch im südlichen Afrika kaum noch bezweifelt; dass die von hochbezahlten Experten exekutierte High-Tech-Medizin der traditionellen Heilkunst den Rang abläuft und deren Heilkraft in das Reich des Aberglaubens verweist, hat sich auch im ländlichen Indien herumgesprochen, obwohl an den ›Segnungen‹ der High-Tech-Medizin nur ein Prozent der indischen Bevölkerung teilhaben kann.

Wie aber konnte es gelingen, dass eine Freiheitsberaubung solchen weltweiten Ausmaßes beinahe ungehindert ihren Lauf nahm? Den Menschen wurde als Gegenleistung für ihre geopferte Daseinsmächtigkeit Enormes versprochen: Die Warenflut, von der die einen großen oder übergroßen, die anderen einen kleinen oder gar keinen Teil abkriegen, wartet im wesentlichen mit vier großen Verheißungen auf. Sie soll den Menschen Zeitgewinn einbringen, sie befreien von den zeitraubenden Verrichtungen der täglichen Daseinsorge; sie soll ihnen Sicherheit bringen, ein Sicherheitspaket gegen alle nur denkbaren Gefahren; sie soll sie von der Mühsal befreien und Bequemlichkeit und Komfort bereitstellen; und sie soll dazu verhelfen, sich durch exklusiven Besitz von exklusiven Waren von anderen zu unterscheiden und Anspruch auf Ansehen und Anerkennung geltend machen zu können. Tatsächlich hat jedoch die Bekämpfung der verrinnenden Zeit durch Beschleunigung eine nie da gewesene Zeitknappheit beschert, die Bekämpfung der Unsicherheit eine beispiellose Bedrohung und Ängstigung, die Bekämpfung der Mühsal hat unendliche Beschwerden eingetragen, so dass die Menschen massenhaft unter des Last des Alltags zusammenbrechen und depressiv werden, wie die Diagnose lautet. Die Gier nach Anerkennung hat ein ebenso massenhaftes Scheitern zur Folge, ein Elend der zweiten Etage.

Die Menschen werden bei ihren Sorgen, Ängsten und Befürchtungen gepackt. Zum Wesen der Sorge gehört ihre Allgegenwärtigkeit und auch lebensvergärende Eindringlichkeit. Das heißt, dass sie das, worum sie sich ausschließlich dreht, das Leben und dessen Erhalt nämlich, gerade bis auf den Grund vergiftet. Sie ist eine zugleich treibende und lähmende Lebens-

melodie. Unablässig verführt sie die Menschen, ihr Heil in der Vorsorge zu suchen, in der Sicherungsanstrengung. Unablässig treibt sie sie an, sich selbst und dem Lauf der Dinge voraus zu sein, besessen von der Zukunft und gegenwartsvergessen: Ihrem wuchernden Wesen zum Trotz schränkt die Sorge die menschlichen Aspirationen ungemein ein, weil sie alle menschlichen Bestrebungen darauf ausrichtet, Gefahren zu wittern und dem Unheil zuvorzukommen.

Nicht immer war die Sorge so giftig, so beherrschend und bedrückend. Sie war einmal hilfreicher und maßvoller, als ihre Bedeutungsfülle noch in guter Balance war. Die Sorge ist nämlich in der deutschen Sprache doppeldeutig: »Das deutsche Wort <S.> hat zwei Grundbedeutungen, zwischen denen es durchaus Übergänge geben kann: zum einen ›sorgen für‹ etwas oder jemanden im Sinn der Fürsorge, zum anderen ›sich sorgen um‹ im Sinne des ängstlichen Besorgtseins« (Ritter/Gründer [Hg.] 1995: 1086). Von den beiden einstmals gleichgewichtigen Bedeutungen ist die eine gänzlich ins Hintertreffen geraten, während die andere den Begriff – und die zugehörige Praxis – für sich mit Beschlag belegt hat. Die *Fürsorge* musste der *Vorsorge* weichen. Eine außerordentliche Sprachverwirrung ging damit einher. Fürsorge wurde als eine entmündigende, degradierende und herabsetzende Haltung identifiziert, die denjenigen, dem sie zuteil wurde, in seiner Selbstbestimmung unzumutbar beeinträchtigte, ihn zum Opfer eines unerlaubten Übergriffs machte. Demgegenüber genießt die Vorsorge als Garant der Unabhängigkeit einen guten Ruf. Tatsächlich aber sind die Befunde ganz andere. Die Fürsorge, die Sorge für jemanden oder etwas, *musste* in Misskredit geraten, weil uns, wie ich zu zeigen versucht habe, die Möglichkeit, für uns und andere zu sorgen, drastisch beschnitten ist. Durch ihre Verunglimpfung wurde nun dieser Verlust in einen Befreiungsakt umgedeutet. Und während wir einer der schönsten menschlichen Möglichkeiten, nämlich Fürsorge zu üben und uns umeinander zu kümmern, mehr und mehr beraubt wurden, sollen wir uns als Gewinner fühlen. Da wir aber nicht mehr in einem substanziellen Sinn fürsorglich für uns und andere sein können, müssen wir uns natürlich um unsere Versorgung ernstlich sorgen. Im Gegensatz zu allem, was wir zu denken gewohnt sind, dass nämlich je mehr und besser wir versorgt sind, wir desto sorglo-

ser sein können, befreit uns die Rundumversorgung mit den Zutaten des Daseins keinesfalls von der Sorge. Im Gegenteil, sie beraubt uns der Möglichkeit, sorglos zu sein. Wir können über den Daumen sagen, dass wir umso sorgenvoller in die Zukunft schauen, je umfassender unsere Versorgung ist. Wie das? Wenn wir nicht mehr für uns und andere sorgen können, weil dazu die Notwendigkeit und die Gelegenheiten, die Fähigkeiten, das Vertrauen ineinander, die Zuständigkeit und der Bewegungsspielraum einfach nicht mehr reichen, dann sind wir abhängig davon, versorgt zu werden, und weh uns, wenn die Versorgung ausbleibt. Folglich: Die Vorsorge, nicht die Fürsorge, bestreitet mir meine Daseinsmächtigkeit.

Sie steht immer unter dem Vorbehalt des Ungenügens. Sie macht die Versorgungsansprüche unersättlich und verlangt angesichts der Bedrängnis meines prekären Lebens ›Immer-mehr-vom-Gleichen‹-Versorgungsmuster: mehr Lebensjahre, mehr Gesundheitsmaßnahmen, mehr Leidvermeidung, mehr Zerstreuung und Ablenkung, mehr Supermarkt, mehr Sicherheitsgarantien und mehr Geld, das vor allem.

Während mich die Fürsorge an den Anderen oder an eine ernstliche Aufgabe verweist, entspringt die Vorsorge meiner Angst um Selbsterhalt und Selbstbehauptung: in der Vorsorge meldet sich die kleinliche, die geizende, die selbstische und ängstliche Sorge, während die recht verstandene Fürsorge großherzig, verausgabend und zugewandt ist. Die Vorsorge ist konsumistisch, die Fürsorge dagegen bringt etwas hervor, das sie verausgaben kann. Wer fürsorglich ist, hat ein Herz für das Schwache. Wer vorsorglich ist, ist der Schwäche gegenüber zutiefst berührungseingängstlich. Er kann sie an sich und andern nicht leiden und strengt sich an, ihr mit präventiven Maßnahmen zuzukommen. Weh ihm, wenn sie ihn trotzdem befällt.

Ich resümiere: Unser Armutsverständnis ist von der konsumistischen Propaganda infiziert. Wir haben uns verleiten lassen zu glauben, Armut sei nur eine Frage der unzureichenden Versorgung mit den ›Reichtümern‹, die von der industriellen Gesellschaft erwirtschaftet werden, und es käme folglich darauf an, den sogenannten Reichtum nach Kräften zu mehren, so lange, bis er für alle reicht. Oder wir hätten für eine gerechte Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums zu kämpfen. Gegenmacht dieses Kampfgeistes zielt darauf, den Reichtum, den die

Macht widerrechtlich an sich gerissen hat, umzuverteilen. Aber können wir das wirklich wollen? Der Reichtum ist ja nicht unschuldig geblieben. Der ganze vorhandene Überfluss, der zur Umverteilung anstünde, ist von der Art, dass er Abhängigkeit erzeugt, dass er alles zum Mittel macht, inklusive der Menschen, die sich dieser Mittel bedienen. Und es macht diejenigen, die sie nicht bezahlen können, zu *drop outs*, die sich ihrer Niedrigkeit schämen müssen.

Alles, was die Macht verwaltet, ist in Geldwert berechnet, alles ist warenförmig und käuflich. Alles ist gegen alles austauschbar, alles zeichnet sich durch einen eklatanten Mangel an wirklicher Brauchbarkeit aus. Alles dient dazu, den Neid zu schüren und die Apartheid, die Trennung der Habenichtse von den Begüterten zu verewigen. Alles, was die Macht verwaltet, stiehlt den Menschen ihre schöpferischen Fähigkeiten. Die Fähigkeiten, die tausendfältigen selbstbestimmten Könnerschaften werden den Bedürfnissen geopfert. Alles, was die Macht verwaltet, ist gezeichnet von stupidester Einförmigkeit, trostloser Ödnis, beklemmender Bleichheit und Leblosigkeit.

Wollen wir das alles wirklich umverteilen? Wem wäre damit geholfen?

Wäre nicht ein ganz anderer Weg angezeigt? Die Ungerechtigkeit, die den Elenden widerfährt besteht nicht nur darin, dass sie zu wenig abkriegen. Das auch. Noch dramatischer ist aber, dass sie zu ihrem eigenen Unterhalt durch ihr eigenes Tun nichts mehr beitragen können. Wir haben uns unser Tun stellen lassen, sagt Ronald D. Laing. Wenn wir an Gerechtigkeit denken, dann denken wir zuallererst und fast ausschließlich an die gerechte *Teilnahme*, daran, dass alle von dem großen Kuchen ihren Teil nehmen können, und vergessen dabei, dass die gerechte *Teilgabe*, die Möglichkeit, nach besten Kräften seinen Teil zum Gelingen des gesellschaftlichen Miteinanders beizutragen, für alle Gesellschaftsmitglieder die einzige Möglichkeit ist, zum Frieden zu gelangen.

Wo alle darum kämpfen, ihr Teil zu *kriegen*, wird jeder des Nächsten Feind, und der Vorrat wird niemals reichen. Unersättlichkeit und verewigte Knappheit sind die Folgen. Wenn alle ihr Teil dazu *geben*, ein gedeihliches Miteinander der verschiedensten Daseinsweisen zu ermöglichen, wird der gesellschaftliche Reichtum enorm vermehrt, auch wenn wir dann viel be-

scheidener leben werden. Und wir werden im Gegensatz zur ökonomischen Propaganda freier sein. Denn zwar nicht jeder Euro, den wir *nicht haben*, aber jeder den wir *nicht brauchen*, bedeutet einen winzigen Zuwachs an Freiheit.

## Subsistenz und Kompetenz

Wohin haben uns diese Überlegungen geführt, und was bedeuten sie für die Installierung von ›Tafeln‹ als Beitrag zur notdürftigen Versorgung derjenigen, die in einem der reichsten Länder der Welt, trotz dieses Reichtums, durch die immer weitläufigeren Maschen des sozialen Netzes fallen? Lässt sich gegen diese Nothilfe wirklich der Einwand erheben, sie untergrabe die Kräfte der Selbsterhaltungsfähigkeit derjenigen, denen sie zuteil wird? Kommt dieser Verdacht der menschenverachtenden Rede von der ›sozialen Hängematte‹, in der es sich die Harz IV-Empfänger auf Kosten und zu Lasten der so genannten »Leistungssträger« (was für ein abscheuliches Wort, das durchaus in der Liste der Unwörter seinen Platz finden sollte!) komfortabel sein lassen, gefährlich nahe?

Nein, ich habe nicht gegen diese solidarische Initiative argumentiert. Sie gehört zu den freundlichsten Gesten, die in unseren zunehmend klirrender werdenden, konkurrenzgepeitschten Verhältnissen praktiziert werden. Gegen sie ist schon deshalb nichts einzuwenden, weil sie von Bürgern für Bürger bereitgestellt wird. So wie die Verteidigung des ›Rechtes auf Armut‹ sich fundamental unterscheidet von der ›Austerity-Politik‹ (P.P.Pasolini) von oben, so unterscheidet sich dies Bürgerengagement von der lückenlosen staatlichen Daseinsvorsorge, die die Selbsterhaltungskräfte zum Erliegen bringt.

Aber dennoch stimmt mich nachdenklich, was mir von Mitarbeitern einer Tafel, die in meiner Nachbarschaft gegründet wurde, berichtet wird. Es gebe da eine erhebliche Irritation bei den freiwilligen Helfern, wenn die Hilfesuchenden, die Nahrungsmittel, die man ihnen anbot, schlangweg ablehnten. Mit so viel Undankbarkeit hatten die Helfer nicht gerechnet, als sie ihre Hilfe großzügig zur Verfügung stellten. Einmal abgesehen davon, dass es auch Notleidenden erlaubt sein muss, etwas, das man ihnen gewährt, nicht haben zu wollen, erwies sich dann,

bei genauerer Nachfrage, diese Ablehnung keinesfalls als rüder Undank und übertriebene Ansprüchlichkeit.

Es war vielmehr so, dass die angebotenen Lebensmittel bei den Empfängern und Empfängerinnen Ratlosigkeit auslösten. Sie kannten sie nicht, sie wussten buchstäblich nichts damit anzufangen. Was macht man mit Mangold oder mit einer Avocado oder Kichererbsen, wenn man nicht weiß, was das ist und wie daraus eine Speise werden kann.

Hier zeigt sich, was das Wort ›Elend‹ meint. Den Elenden fehlt es an Kaufkraft und an der Fähigkeit, sich zuständig zu fühlen für die eigenen Angelegenheiten. Sie haben als reine Konsumenten verlernt, ihr Leben in eigener Zuständigkeit zu meistern. Darin sind ihnen übrigens die Helfenden nicht sehr überlegen. Wir haben alle unsere Hilflosigkeit in Sachen Lebensmeisterung sehr weit getrieben. Helfer und Bedürftige sind in dieser Hinsicht ebenbürtig, können sich also nahezu auf Augenhöhe begegnen.

Man liest oft, dass alten Leuten eine so kleine Rente bleibt, dass sie sich von Katzenfutter ernähren müssen. Das eigentlich traurige an dieser Geschichte ist, dass die Menschen nicht mehr wissen, dass für den Preis einer Dose Katzenfutter auch eine bescheidene, einfache, aber gute Mahlzeit bereitet werden kann.

Die Idee der Tafel vergibt ihre besten Möglichkeiten, wenn sie nicht die Gelegenheit der Begegnung, die sich da bietet, nutzt, um in gemeinsamer Anstrengung wenigsten kleine Zuständigkeiten für das eigene Leben zurück zu gewinnen. ›Subsistenz‹ nennen wir diesen Anspruch, sich kompetent für die eigene Daseinsbewältigung zu wissen. Sie ist systematisch ausgerottet worden. Aber sie ist die einzige wirkliche Hoffnung, die den in Not Geratenen bleibt. Um sie müssen wir kämpfen. Zur Subsistenz gehört die Kompetenz. Kompetenz ist ein wunderbar doppeldeutiges Wort. Es sagt, dass wir fähig und zuständig sind, unsere eigenen Angelegenheiten gemeinsam mit andern in die Hand zu nehmen. Unter der Überschrift: »Gemeinsam gegen den Niedergang: Engagierte Bürger kämpfen für die Wiederbelebung fast verlassener Dörfer – mit oft erstaunlichem Erfolg« fand ich vor einigen Tagen (7. Juni 2010) in der Süddeutschen Zeitung einen Bericht, der von solchen gemeinschaftlichen Anstrengungen berichtet, die eigenen Lebensgrundlagen zu sichern. An kommunale Gärten wäre zu denken,

an subsistente Kulturanstrengungen. Es wäre herauszufinden, welche Kompetenzen in der Gemeinschaft von Helfern und Bedürftigen brachliegen, die auf ihre Nutzung geradezu warten. Subsistenz ist eine Veränderung auf leisen Sohlen. Sie wäre in kleinen Schritten zu erproben und insgeheim, denn Selbsterhaltungsbestrebungen werden in unserer Gesellschaft mit äußerstem Argwohn verfolgt, auch wenn das Gegenteil verlautbart wird. Wohlgemerkt, die Wachstumsgesellschaft ist darauf angewiesen, dass ihre Mitglieder bis auf die Knochen bedürftig bleiben.

## Literatur

- Illich, Ivan (1995): *Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*. 2. überarb. und erg. Aufl., München.
- Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hg.) (1995): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 9, Art. ›Sorge‹, Basel.